

## Über Stock und Stein

von Elisabeth Gamperl

**Menschen mit Behinderung gehören überall dazu, auch in den Schulen. Während in Österreich Sonderschulen üblich sind, steht Südtirol für Vielfalt im Bildungssystem.**

*Prolog:*

*Söbstandi is, allas sölba macha, solba denka und toan, sölba wolln, sölba kinna, sölba bestimma, Verantwortung übernehma.*

*Peter Gstöttmaier, Gewinner des österreichischen Literaturpreises „Ohrenschmaus“ in der Kategorie Lebensgeschichten, 2011. Prämiert werden jährlich Texte von Menschen mit intellektueller Behinderung.*

Maximilian ballt seine Hände zu Fäuste und streckt seinen Oberkörper durch. „Die Arme sind dein Job, Max“, sagt Markus Gasser und hält den Ärmel von Maximilians fest. Der blonde Junge mit den scheinbar endlosen Wimpern antwortet nicht. Der 36-Jährige klopft leicht auf seine Schultern. „Die Arme, Max.“ Der 19-Jährige lässt seine angespannten Arme schließlich locker. Sorgsam streift Gasser die wärmende Jacke von Maximilians Oberkörper. Erst den einen Ärmel, dann den anderen. Und entfernt die Fußdecke von seinen leblosen Füßen.

Er rückt einen Holzstuhl beiseite und schiebt den blauen Rollstuhl mit jeweils einem Delphin-Motiv an den Rädern an den runden Tisch. Zum Frühstück gibt es Banane, Kekse und „Pampe“ aus pürierten Früchten. Maximilians Mutter hat alles sorgsam in den blauen Rucksack gepackt. Durch die offene Tür dringt der Lärm kreischender Teenager in die Kaffeeküche. Es ist 9.30 Uhr, bald wird die Schulglocke zur großen Pause läuten. Der Mann mit dem Dreitagebart und dem olivgrünen Pullover gibt dem schwächlichen Jungen Stück für Stück zu essen. „Wir sitzen meist sehr lange beim Frühstück“, sagt Gasser und wischt mit einem blauen Tuch Speichel von Maximilians Kinn. „Max ist eben ein Genießer.“

Für Maximilian beginnt mit einem ausgiebigen Frühstück ein normaler Schultag.

Durch ein paar Minuten Sauerstoffmangel nach der Geburt hat Maximilian die Kontrolle über Kopf, Arme und Beine verloren. Sein Gehirn sendet zu wenige Befehle an die Muskeln in seinem Körper, Mediziner sprechen von spastischer Tetraparese. Seine Eltern, Hansjörg und Annemarie Elsler von einer Lebensaufgabe. Trotzdem besucht er zusammen mit rund 70 anderen Schulkollegen die dreijährige Fachschule für Hauswirtschaft in Tisens, rund 20 Kilometer von Meran, seiner Heimatstadt, entfernt und erlebt das, was in Österreich und anderen Ländern scheinbar unmöglich ist: ein inklusives Schulsystem.



Eine inklusive Pädagogik bedeutet gleiche Rechte für verschiedene Menschen und fordert die Errichtung von Schulen, die allen Kindern gerecht werden. Seit 35 Jahren erhebt Südtirol, wie ganz Italien, für sich diesen Anspruch. 1977 wurden die Sonderschulen im Pflichtschulbereich geschlossen; 1987 wurden sie im Oberschulbereich abgeschafft. Seither drücken sie alle zusammen die Schulbank- Kinder mit Hochbegabung, Lernschwäche, geistiger, körperlicher Beeinträchtigung. Mehrere Lehrkörper pro Klasse stehen unterstützend zur Seite. Was in der Theorie einfach klingt, ist für viele Länder in der Praxis schwer umzusetzen.

Um Druck auszuüben, brachten im Jahr 2006 die Vereinten Nationen eine Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen auf den Weg. 2009 unterzeichnete auch Österreich das Papier für eine inklusive Gesellschaft. Derzeit haben in der Alpenrepublik Menschen mit Beeinträchtigung gesetzlich nur neun Schuljahre Anspruch darauf, gemeinsam mit gesunden Kindern in die Schule zu gehen. Danach trennt sich der gemeinsame Bildungsweg. Im Jahr 2010 hatten von 600.000 schulpflichtigen Kindern 28.468 sonderpädagogischen Förderbedarf. Fast die Hälfte von ihnen besuchte eine Sonderschule, deren Abschaffung noch in den Sternen steht.

Trotz Bemühungen, etwa seitens des österreichischen Hilfswerks oder der Diakonie ist es noch die Ausnahme, dass Menschen mit geistiger oder körperlicher Behinderung einen höheren Bildungsabschluss erreichen, in der freien Wirtschaft arbeiten oder mitten im Stadtteil in einer Wohngemeinschaft leben.

Südtirols Schulen, von der Grund- bis zur Oberstufe, sind hingegen verpflichtet, alle Kinder aufzunehmen und ihnen eine gute, individualisierte Lernbedingung zu schaffen. Im Gegensatz zu Österreich hat Südtirol kein selektiv gegliedertes Schulsystem sondern eine Gesamtschule, bei der nach einer fünfjährigen Grundschule eine dreijährige Mittelschule anschließt. Die Separation der Schüler erfolgt erst in der Oberstufe. Jugendliche können sich dann entscheiden, ob sie ein Gymnasium, eine Fachoberschule oder eine Berufsschule absolvieren möchten. Auf allen drei Wegen ist die Matura erreichbar. Außerdem hat Südtirol Autonomiestatus, den es sich nach dem Zweiten Weltkrieg erkämpft hat. 90 Prozent aller staatlich erhobenen Steuern bleiben in der Provinz, die Kosten für das Schul- Gesundheits- und Verkehrswesen muss sie dafür selbst tragen. Aufgrund dieser Autonomie und auf Basis der italienischen Gesetze rund um Bildungspolitik, kann Südtirol optimal in Inklusion investieren.

Den Rollstuhl durch den Wald zu schieben, ist selbst für den Hobby-Bergsteiger Gasser anstrengend. Über Stock und Stein, zwischen die Apfelplantagen hindurch, spazieren Maximilian und sein Betreuer eine Runde durch den angrenzenden Wald. Ihr Pflichtprogramm nach dem Mittagessen mit den Schulkollegen im Speisesaal. Die warmen Sonnenstrahlen des letzten Herbsttages erfüllen die Umge-



bung mit den bunten Farbspielen der Blätter. Wenn die Räder über einen Stein rumpeln, lacht Maximilian laut auf. Zwischen den beiden herrscht ständiger Dialog.

„Jetzt müssen wir aufpassen, da kommt ein Traktor“, sagt Gasser und schiebt den Rollstuhl an den Wegrand. Maximilian öffnet seinen Mund und presst ein „Jo“ hervor.

„Wenn wir mit diesen schmutzigen Rädern in die Schule fahren, bekommen wir Ärger.“ Um Maximilians Mund formen sich Falten. Maximilian lacht schadenfroh auf.

Auf „Ist mit deinem Bauch alles in Ordnung?“ antwortet der Junge mit „Oje“, und zeigt damit, dass er auf die Toilette muss.

„Maximilian ist ein Lausub. Mit ihm kann man sehr viel Spaß haben“, sagt Gasser, der zusammen mit ihm auch auf Klassenfahrt in Irland mit war.

Gasser wurde Maximilian von der Provinz Südtirol zur Seite gestellt, um ihm im Schulalltag zu unterstützen. Seit 13 Jahren arbeitet der zweifache Familienvater und gelernte Bodenleger als Mitarbeiter für Integration. Seit Oktober 2012 kümmert er sich an allen fünf Tagen von 9 bis ungefähr 15 Uhr um den Teenager. Das ist die größtmögliche, sonderpädagogische Förderung, die ein beeinträchtigter Schüler in Südtirol erhalten kann.

Der jeweilige Förderbedarf wird durch den Psychologischen Dienst festgestellt. Bei einer sogenannten Funktionsdiagnose, wie es bei Maximilian heißt, hat der Schüler das Recht auf Unterstützung durch einen Integrationslehrer und wird auf Basis eines individuellen Erziehungsplans gefördert. Solche Schüler benötigen spezialisierte Lehrer und Betreuer, sowie eigene Räume und therapeutische Hilfsmittel. Zudem musste etwa für Maximilian ein Abholdienst organisiert werden, um ihn von seinem Heimatort Meran in die Schule zu transportieren.

Bei jenen Schülern, bei denen nur eine eingrenzende Auswirkung, wie eine Lernschwäche diagnostiziert wird, spricht man in Südtirol von einer Funktionsbeschreibung. Diese gibt das Anrecht auf spezifische pädagogisch-didaktische Maßnahmen. In Maximilians Schule ist er der einzige mit Funktionsdiagnose, drei weitere Schülerinnen haben durch eine verminderte Intelligenz die Einstufung Funktionsbeschreibung erhalten. Eine Betreuerin kümmert sich um die zwei 15-jährigen Mädchen; Gasser ist zusätzlich noch für eine 17-Jährige zuständig, die aber 50 Prozent ihrer Schulzeit am Regelunterricht teilnimmt. Während andere Schüler an Mathematikaufgaben tüfteln, probieren sie mit ihren Betreuern den Mathematikstoff der Grundschule zu bewältigen. So etwas nennt sich zieldifferenter Unterricht. Statt einem Abschlusszeugnis werden die Mädchen am Ende ihrer

Schullaufbahn eine „Kompetenzbescheinigung“ erhalten; Maximilian eine Art Teilnahmebestätigung.

Neben den Mitarbeitern für Inklusion gibt es in jeder Schule Integrationslehrpersonen, wie Viktoria Knoll. Im Gegensatz zu Gasser, der als Mitarbeiter ausschließlich eine sozio-pädagogische Ausbildung absolviert hat, hat Knoll eine mehrjährige Hochschulausbildung in Pädagogik und Psychologie hinter sich und eine zusätzliche zweijährige Spezialisierung im Bereich Integration. Knoll ist seit einem Jahr an der Schule und ist mehreren Klassen zugewiesen. Sie bespricht mit Lehrern und Eltern die individuellen Lernziele der Schüler. „Im Prinzip arbeite ich vermittelnd. Wir versuchen damit das Kind optimal zu fördern“, sagt Knoll, aber das sei nicht immer leicht. Denn während sich die einen Eltern wünschen, dass ihr Kind mehr Zeit in der Klassengemeinschaft verbringt, wünschen sich die anderen, so Knoll, eine bessere, separate Betreuung.

Drei Stunden in der Woche sitzt Maximilian im Klassenzimmer. Die restliche Zeit verbringt er in einem Rückzugsraum, macht zusammen mit seinem Betreuer Übungen an einem Gymnastikball, hört ihm beim Didgeridoo-Spielen zu oder wandert durch Tisens, um etwa in der örtlichen Kneipe einen Kakao zu trinken. Kontakt zu seinen Mitschülern hat Maximilian kaum. „Es gehen öfters Klassenkolleginnen mit ihm spazieren oder helfen ihm beim Essen“, sagt Gasser. Es sei aber schwierig, Maximilian im Regelunterricht einzubinden. „Ich will mit ihm nicht mit ihm in den Kochunterricht gehen und mit seinen Händen einen Kochlöffel umgreifen, um umzurühren.“ Das mache ihn nur unselbstständig. Und im Klassenzimmer herumsitzen, würde auf Dauer für ihn zu langweilig werden. Inwieweit man in Maximilians Fall noch von Inklusion sprechen kann, dessen sind sich weder seine Eltern, noch Gasser sicher.

19 Jahre ist es jetzt her, als Annemarie, 48 Jahre, Drillinge zur Welt brachte. 19 Jahre, in denen sich viel verändert hat. Die Drei – ein Mädchen und zwei Buben, kamen 10 Wochen zu früh – aber gesund – zur Welt. Ein Monat danach, standen die Ärzte vor den jungen Eltern und sagten, mit Maximilians Kopf sei etwas nicht in Ordnung. Durch einen Durchblutungsmangel im Schläfenbereich seien wichtige Gehirnzellen abgestorben. Sie zeigten auf zwei dunkle Löcher am Röntgenbild seines Gehirns. „Wir dachten noch, die würden vielleicht weggehen“, sagt Annemarie. Zwei Jahre vergingen, bis die Eltern es schafften, ihren Sohn als 100-prozentigen Invaliden einzutragen und um Unterstützung und Förderung von außen anzunehmen. Mittlerweile kümmert sich an zwei Nachmittagen in der Woche der Hauspflegedienst um Maximilian und geht mit ihm Schwimmen oder Reiten.

Während die beiden am runden Holztisch in der Küche im Erdgeschoss ihres Einfamilienhauses in der rund 38000-Einwohnerstadt Meran sitzen und Tee trinken, liegt Maximilian ein Zimmer weiter in seinem Bett. Mit einem Babyfon, verfolgen sie jedes Geräusch des Jungen. Eine integrierte Infrarotkamera lässt zudem keine



Bewegung unbemerkt. Maximilian schläft keine Nacht durch, immer wieder muss ein Elternteil aufstehen und seinen schwächtigen Körper in eine angenehme Position bringen.

„Entweder gehe ich drauf, oder ich stehe auf. Mehr Möglichkeiten gab es für uns damals nicht“, sagt Annemarie. Die Yogalehrerin mit den kurzen, schneeweißen Haaren und der großgebaute Feuerwehrmann begannen sich zu engagieren, denn es hat weder Selbsthilfegruppen, noch psychologische Beratung für Eltern von Kindern mit Behinderung gegeben. „Im Gegensatz zu heute, waren noch vor ein paar Jahren Eltern von Menschen mit Behinderung komplett auf sich alleine gestellt.“ Sie schlossen sich dem Arbeitskreis Eltern Behinderter (AEB) an und begannen für die Inklusion ihres Sprösslings und aller anderen Menschen mit Beeinträchtigung zu kämpfen. Und das kämpfen hat nicht aufgehört.

Laut Annemarie gibt es noch immer diese Erlebnisse, die sie manchmal traurig werden lassen. Etwa, wenn sie von einem Restaurantbesitzer hinausgeschmissen werden, weil sich Gäste durch ihren Sohn gestört fühlen. Oder wenn Maximilian mit dem Rollstuhl nicht Eislaufen gehen darf, weil er für die anderen Kinder angeblich eine Gefahr abgibt. Es sind diese und andere Geschichten, die sie immer hervorkramt und ihr Tränen in die Augen treibt.

Auch Magdalena und Matthias, die Geschwister des Jungen hatten es oft nicht leicht. Während Magdalena ein Jahr früher, als ihre beiden Brüder eingeschult wurde, war Matthias in der Grundschule mit ihm in der Klasse. In den Pausen ging er oft mit ihm spazieren. Hänselflecken waren die Folge. „Wir mussten oft stark sein“, sagt Matthias.

Studien zeigen, dass Kinder ohne Behinderungen von einer inklusiven Schule profitieren. Sie lernen angeblich nicht nur sozial dazu, sondern profitieren auch inhaltlich, da sie auch am Lernprozess der Kinder mit Förderbedarf teilnehmen und ihnen beispielsweise Nachhilfeunterricht geben. Trotz seiner langen Schulkarriere, hat Maximilian aber kaum Freunde aus seiner Schulzeit. „Kinder sind zwar viel offener als Erwachsene und verlieren teilweise ihre Berührungängste, aber viele Menschen können mit jemanden wie Max nicht umgehen“, sagt Magdalena. Sie haben vor mit ihm öfters in das örtliche Jugendzentrum zu gehen, um die gesellschaftliche Distanz Schritt für Schritt zu minimieren.

Eine gleichwertige Teilhabe von Menschen mit Behinderung ist laut Hansjörg keine Illusion, aber noch jede Menge Arbeit. Seit fünf Jahren ist er Vorstand beim AEB. Das Wort Sonderschule wird im Hause Elsler nicht in den Mund genommen. „Wieso sollen wir unsere Kinder dorthin abschieben?“; sagt Hansjörg. Viel wichtiger wäre es laut dem Ehepaar Elsler, solche Menschen mit einer persönlichen Assistenz in die gesellschaftliche Mitte zu holen. Das ist es auch, was sie sich für ihren Sohn wünschen. Er absolviert zurzeit sein letztes Schuljahr.



Viele Menschen mit Beeinträchtigung besuchen nach ihrer Schulkarriere eine Behindertenwerkstatt, in der sie unter anderem Gegenstände für die Wirtschaft anfertigen. Für jemanden mit Maximilians Beeinträchtigung unmöglich. „Maximilian wäre unterfordert. Unser Sohn braucht Aktion, will mitten im Geschehen sein und nicht in einer Werkstatt sitzen in der er womöglich auch noch zu wenig Betreuung bekommt“, sagt Annemarie.

Hansjörg und Annemarie erheben für sich den hohen Anspruch, Wegbereiter für Menschen wie Maximilian zu sein. Es sei wichtig, Menschen in die Arbeitswelt zu integrieren. „Südtirol steht erst am Anfang, aber wir erkämpfen uns Schritt für Schritt mehr Möglichkeiten“, sagt Hansjörg. Er finde es okay, wenn Menschen Behindertenwerkstätten besuchen wollen, solange sie sich frei dafür entscheiden. Doch für Maximilian muss es anders weiter gehen. Bereits zwei Mal haben sich Freunde und Bekannte der Familie zusammengefunden, um über die Zukunft Maximilians zu debattieren. In diesen sogenannten Zukunftsfesten ging es darum, Menschen wie Maximilian ein eigenes Lebenskonzept als gleichwertige Bürger zu ermöglichen. Aus solchen Treffen formt sich ein soziales Netz aus Unterstützern, auf denen er nach seiner Schulzeit zählen kann. Es wurden Flipcharts gebastelt und Plakate gestaltet. „Wichtig wäre es, erst einmal eine kompetente Assistenz für ihn zu finden“, sagt Annemarie. Bei Maximilians Fest waren um die 50 Personen, darunter auch Lehrpersonen und Politiker anwesend. Es wird noch zwei Treffen geben, um konkrete Pläne für ihn zu schmieden. Die Ziele des ersten Treffens wurden teilweise schon umgesetzt, wie mit ihm mit dem Motorrad durch Südtirol zu kurven oder ihm einen Account bei Facebook anzulegen. Damit sollen seine Unterstützer am Laufenden gehalten werden. Eine Person unterstützt ihn dabei. Sie ist, so nennt es Annemarie, Maximilians „Botschafterin des Herzens“. Als Beziehungsstatus hat er bei der Onlineplattform „Es ist kompliziert“ angegeben. Und das ist es allemal. Sein Leben lang.

#### KONTAKT:

Elisabeth Gamperl: [elisabeth.gamperl@gmail.com](mailto:elisabeth.gamperl@gmail.com)

